

Suhrkamp

Wilfried
Steiner
Der Weg
nach
Xanadu

Roman

suhrkamp taschenbuch 3709

Die schöne Anna hat eine Neigung zu Männern mit Obsessionen. Mit 16 Jahren liebt sie einen durchgeknallten Medizinstudenten, dessen wahre Leidenschaft das Sezieren ist. Schluß macht Anna erst, als sie ihren Liebsten mit einer Tierpräparatorin erwischt – beim Ausnehmen eines Eichhörnchens. Einige Jahre später ist Anna mit Martin liiert, der über den Dichter S.T. Coleridge promovieren will – und verzaubert ausgerechnet den Professor, den ihr Freund als Doktorvater gewinnen will.

Der Weg nach Xanadu, ein Romantikthriller, ein Kriminal- und Liebesroman, in dessen Mittelpunkt ein moderner Sherlock Holmes steht, der die Geschichte einer Obsession zu rekonstruieren versucht, lüftet das Geheimnis um eine Amour fou und entschlüsselt das Rätsel um eine ebenso kurze wie heftige »poetische Explosion« zweihundert Jahre zuvor.

»Mit seinem Buch ist Wilfried Steiner ein kleines Wunder gelungen: Voller literarischer Anspielungen und dennoch locker präsentiert er seine Geschichte vom Wahn der Liebe; in einem Roman, der zugleich ein Reiseführer für Weltflüchtige ist.« *Der Spiegel*

Wilfried Steiner
Der Weg nach Xanadu
Roman

Suhrkamp

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2005

suhrkamp taschenbuch 3709

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2003

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des

Insel Verlags Frankfurt am Main und Leipzig

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45709-2

Erstes Buch

Ruhestörung

Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.

Johann Wolfgang von Goethe

Wir befreien uns von Obsessionen, damit wir nichts sein können. Den letzten Kuß geben wir der Leere.

William Butler Yeats

Null Ein offener blutspuckender Kamin. Ein Sessel. Ein Bett, ein Tisch voller Papiere, der Widerschein des Feuers an der Decke. Ein Fenster, durch das man, wie immer man es auch anstellt, nicht schauen kann.

Nicht einmal in den verstiegensten Träumen ist alles Phantasie. Die Träume selbst erfinden weniger, als sie wiederfinden.

Kommt ein Bild in einem Traum immer wieder, muß man ihm auf den Grund gehen. Ist es ein Mensch, muß man ihn suchen und mit ihm sprechen. Ist es ein Gegenstand, muß man ihn so lange betrachten, bis man sich seiner wieder erinnert. Ist es das Innere eines Raumes, muß man ihn suchen und in ihn hineingehen.

Vielleicht ist es ja nur ein Schwächeln der Vernunft, eine dämmrige Indisposition, die es ermöglicht, daß die Gedanken, diese ihrer lichten Göttin sonst so engelsbrav Untergebenen, ihre Kreise ungehorsam um ein nächtliches Zentrum ziehen – fest steht, daß sie es tun, unbeirrbar, selbst wenn es sich bei diesem Zentrum nur um das Bild eines Zimmers handelt, das sich eingenistet hat unter meiner Schädeldecke und mich zwingt, seinem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Jetzt, da ich mich entschieden habe, die Geschichte dieser Obsession zu rekonstruieren, weiß ich endlich auch, wo die Suche ihren Anfang nehmen muß.

Eins »Ich möchte über STC schreiben«, sagte der junge Mann, der – außerhalb der Sprechstundenzeiten – in meine Kammer einfiel wie eine biblische Plage. Kein Schwarm, nur eine einzelne Heuschrecke, aber die hatte es in sich.

Es war vor knapp sechs Monaten, in der dritten Dezemberwoche des Jahres 1996, die meisten Studierenden waren längst zu Hause, und ich nutzte die Ruhe am Institut, um einen Gastvortrag für Bristol über die *Songs of Innocence and Experience** fertigzuschreiben. Die Wintersonne warf ihr Licht durch die Jalousien auf meinen Schreibtisch, alles leuchtete gestreift, meine Papiere, der Plastikbecher mit dem Automatenkaffee, die angebissene Cremeschnitte, sogar der Rauch, der von meiner Zigarette hochstieg. Als wäre der Geist William Blakes mit einem gelben Pinsel durch mein Zimmer gegangen, um mich daran zu erinnern, daß hinter jeder friedvollen Idylle ein Tiger lauert.

»Es-ti-si«, hatte der junge Mann gesagt, und während etwas in mir sich noch darüber ärgerte, daß dieser Eindringling nicht einmal grüßen konnte, versuchte ich herauszufinden, was oder wer gemeint sein könnte. Die Wirkung einer Designerdroge auf die Londoner Undergroundliteratur? Die sozialkritischen Songtexte einer australischen Popgruppe? Gib dir keine Blöße, sagte ich mir, und so antwortete ich nicht: »Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, sondern: »Ich weiß nicht, ob ich für dieses Thema der richtige Betreuer bin. Und übrigens: Guten Tag.«

»Doch, guten Tag, doch, sicher«, es sprudelte nur so heraus aus meinem ungebetenen Gast, »ich habe gehört, wie Sie über Wordsworth gesagt haben, er sei der biedere Illustrator eines großbürgerlichen Naturgefühls, da hab ich gewußt, Sie sind mein Mann.« So etwas sollte ich gesagt haben? Gedacht ja,

* *Lieder von Unschuld und Erfahrung*, Gedichtsammlung von William Blake

aber gesagt – in einer Vorlesung? Und außerdem, was hatte Wordsworth zu tun mit diesem Es-ti-si, ach so, natürlich, wie blöd von mir – und wie anmaßend von diesem Schnösel, ihn so zu nennen! Es war wie der berühmte Blitz in der Nacht, einen Moment lang leuchtete alles auf, der *Pleasure Dome* über den Eishöhlen, ein Regenbogen aus Wasserschlängen im Schatten eines Schiffs – ogott, Coleridge, dachte ich, jetzt holt er mich ein. Ich war ihm aus dem Weg gegangen, soweit es mein Beruf zuließ – kursorische Behandlung in den obligatorischen Einführungsvorlesungen, nüchterne Verweise auf die Wichtigkeit seiner Lyrik für die nachfolgende Generation, Geburts- und Todesjahr als abfragbare Daten bei Prüfungen, das war's. Coleridge, das Gespenst, das mich erinnerte an das andere Leben, das ich hätte führen können – jahrelang hatte es still Mahnwache gehalten vor meinem Haus, jetzt klopfte es an die Tür.

»Nun – was halten Sie davon?« Er mußte wohl weitergeredet haben, mir sein Konzept erläutert haben, seinen ganz speziellen Ansatz oder etwas Ähnliches. Ich wollte mir nicht anmerken lassen, daß ich nicht zugehört hatte.

Leise antwortete ich: »Es geht nicht.«

Das war, ohne daß ich es beabsichtigt hatte, ein Punkt für mich. Er hatte sich wahrscheinlich alle möglichen abwehrenden Antworten ausgemalt, eloquente und scharfsichtige Entlarvungen der Schwachstellen seines Entwurfs, irgend etwas, wogegen er seinerseits wieder argumentieren konnte – aber auf diese knappe Antwort war er nicht vorbereitet. Zum ersten Mal, seit er meine Winternachmittagsruhe unterbrochen hatte, schwieg er. Dämmlich sah er aus, mit seinem halboffenen Mund und den gelben Streifen im Gesicht.

Ich bot ihm einen Bissen von meiner Cremeschnitte an, er starrte auf das Ding auf dem Teller, als hätte ich ihm gerade bewiesen, daß es auch auf dem Mars Mehlspeisen gibt. Wunderbar, dachte ich, das Weltall ist auf meiner Seite, Angriff der

Killercremeschnitten, über und über mit kosmischer Zucker-
masse beschmiert wirst du nach Hause kriechen, Jüngelchen,
mitsamt deinem Es-ti-si –

da ging die Tür auf, und ich sah zum ersten Mal Anna.

»Entschuldigen Sie, ich möchte nicht stören« – Blick auf mich,
fast rutschte mir die Schnitte vom Teller –, »aber ich woll-
te nur fragen«, zu ihm, eine Hand auf seine Schulter gelegt,
»brauchst du noch lang?«

»Du störst«, sagte er und schob ihre Hand weg.

»Du hoffentlich nicht«, sagte sie und schaute mich schon
wieder an.

Zwei Begonnen hatte es vor 29 Jahren, in einem vielversprechenden Herbst, als ich als Neunzehnjähriger in einem Berliner Antiquariat auf eine Anthologie mit dem Titel *Gedichte der Englischen Romantik* stieß. Ich hatte die Matura mit einiger Verspätung hinter mich gebracht und war als Revolutionstourist unterwegs, um an Ort und Stelle die Aktivitäten meiner zukünftigen Kollegen zu beobachten. Die Tatsache, daß ich mich zu diesem Zweck – von den Eltern für meinen Abschluß belohnt – in ein recht komfortables Hotel am Kudamm einquartierte, betrachtete ich eher als eine Art Nebenwiderspruch. Als Bürgersöhnchen mit poetischen Ambitionen trieb ich mich tagsüber am Rande von Demonstrationen herum, während ich gegen Abend die Buchhandlungen und Antiquariate auf der Suche nach Raritäten durchstöberte. So war ich denn auch mächtig stolz auf meine zwei Tage zuvor entdeckte Leipziger Ausgabe von Gottfried August Bürgers Balladen aus dem Jahr 1880, ein wunderbar abgegriffenes rotes Bändchen mit verschnörkelten Goldlettern auf dem Einband.

Die *Gedichte der Englischen Romantik* waren nun nicht gerade eine bibliophile Sensation: eine Ausgabe aus den fünfziger Jahren, mit einer geschmacklos kolorierten Darstellung dessen, was sich die deutschen Herausgeber wohl unter einer romantischen englischen Landschaft vorgestellt haben mußten. Daß die Übersetzungen mit ihrem krampfhaften Endreimgebastel und den vorangestellten Genitiven (*the Pains of Sleep* werden da, eh man sich's versieht, zu *des Schlafes Schmerzen*) jedem poetischen Empfinden zuwiderliefen, erkannte ich schon damals. Aber auf den linken Seiten waren ja die Originale abgedruckt, und so entschloß ich mich doch, den Band mitzunehmen, was hieß, ihn unter meine Jacke zu stecken und die Buchhandlung zügig zu verlassen. Bücher zu kaufen kam mir damals irgendwie spießig vor, da doch die

Poesie ein Allgemeingut der Massen etcetera, und so empfand ich meine kleinen Diebstähle immer als bescheidenen, aber mir angemessenen Beitrag zur Unterwanderung des Systems.

Abends stürzte ich mich auf Shelleys *Queen Mab*, hatte ich doch gelesen, daß Marx höchstselbst dieses Gedicht wegen der darin entworfenen Gesellschaftsutopien gepriesen hatte – kam aber trotz dieser gewichtigen Empfehlung mit der Lektüre nicht recht voran. Ich blätterte weiter, blieb da und dort ein wenig hängen – und stieß plötzlich auf diese Strophe:

Day after day, day after day,
We stuck, nor breath nor motion;
As idle as a painted ship
Upon a painted ocean.

Tag für Tag und Tag für Tag
Lagen wir fest, kein Hauch und keine Bewegung;
Träge wie ein gemaltes Schiff
Auf einem gemalten Meer.

Es war, als entzünde man ein Streichholz; mehrmals ratscht der Schwefelkopf die Zündfläche entlang, im Rhythmus dieser Zeilen – und aus dem Nichts züngelt die Flamme auf.

Ich sah dieses Schiff vor mir, mit hängenden Segeln inmitten eines wellenlosen Ozeans – dann fuhr die imaginäre Kamera zurück und zeigte mir den Bilderrahmen. Die Szene verlor ihre Raumentiefe, schnurrte zusammen auf eine Fläche, als hielt man sich beim Betrachten einer Landschaft ein Auge zu.

Die Strophe war Teil einer langen Ballade über die wunderbare Reise eines Seemanns von der Küste Englands zum Südpol, zum Äquator und wieder zurück; sie war voll von Bildern und Klängen, Geräuschen und Visionen. Während die Gegenstände in meinem Zimmer allmählich aus meinem

Blickfeld rutschten, das Ticken des Weckers leiser und leiser wurde, hörte ich das Grollen und Krachen masthoher Eisschollen im antarktischen Meer, das Bellen der Segel im Äquatorsturm und sah den Mond und die Sonne in ständig wechselnden Farben und Formen aus dem Ozean tauchen und wieder darin versinken.

Als ich als Kind vor den Maximen einer ordentlichen Erziehung in die Welt der griechischen Götter- und Heldensagen geflüchtet war, war es mir immer wieder zuteil geworden, dieses Erlebnis, von dem so viele Phantasiegeschichten berichten: Eine Tür öffnet sich in einem Buch, und man kann hindurchgehen in ein anderes Leben – und wenn nötig die Tür auch wieder hinter sich zuknallen. Unerreichbar sein in einer Zone, in der die Außenwelt keinen Zutritt hat – zumindest nicht bis zum nächsten Mittag- oder Abendessen. Es war, als klebte auf meiner Schwab-Ausgabe ein Bild von Vater und Mutter mit der Aufschrift: Wir müssen leider draußen bleiben.

Doch der Druck der Elternwelt wuchs, die Strategien dagegen wurden rationaler; Lateinschularbeiten und erste Liebesversuche verdrängten Skylla und Charybdis – und irgendwann war mir jene Tür vor der Nase zugeflogen, für immer, wie ich dachte.

Doch all das fiel mir erst später wieder ein. In jener Nacht in meinem Berliner Hotelzimmer wurde das Bett zu einem Segelschiff, und ich stand an Deck mit einer Armbrust in der Hand und einem toten Vogel um den Hals und lauschte den Gesängen der pazifischen Winde.

Es war meine erste Begegnung mit dem *Rime of the Ancient Mariner** von Samuel Taylor Coleridge; ein erster Blick, wenn auch anfangs nur mit einem Auge, auf eine gespenstische Traumlandschaft, auf ein Szenario, in dem ein unerbittlicher Ozean gottlose Himmel spiegelt.

* Die Ballade vom alten Seemann

Drei Ein alter Seemann trifft drei zu einer Hochzeit geladene Herren und hält einen von ihnen auf, um ihm seine Geschichte zu erzählen. Der Hochzeitsgast wehrt sich, schließlich ist er ein naher Verwandter des Bräutigams und wird bereits erwartet. Doch der Seemann hält ihn fest, hypnotisiert ihn mit seinen funkelnden Augen – und der Hochzeitsgast lauscht ihm nun wie ein dreijähriges Kind. Als der Klang eines Fagotts aus dem nahen Haus des Bräutigams den Beginn der Zeremonie ankündigt, versucht der Gast noch einmal, dem Bann des Alten Seemanns zu entkommen, was ihm nicht gelingt.

Der Seemann erzählt also die Geschichte seiner Reise.

Bei schönem Wetter und günstigem Wind segelte das Schiff südwärts, bis zum Äquator. Plötzlich kam ein Sturm auf und trieb es mit seinen überwältigenden Schwingen immer weiter südwärts. Es kamen Nebel und Schnee, es wurde bitter kalt. Masthohe Eisblöcke trieben vorbei, grün wie Smaragd. Treibeis, schneebedeckte Abgründe – kein Lebewesen weit und breit, nur krachendes, grollendes, dröhnendes Eis.

Bis ein Albatros durch den Schneedunst stieß, immer wieder um das Schiff herumflog und das Futter fraß, das ihm die Mannschaft darbot. Mit einem Donnerschlag brach das Eis auf; der Steuermann lenkte das Schiff hindurch, günstige Winde kamen auf. Neun Abende, in Nebel oder Wolken, saß der Albatros auf Mast oder Takelage, während in den Nächten durch weißen Nebelrauch das weiße Mondlicht schimmerte.

Nun unterbricht der Hochzeitsgast die Erzählung des Seemanns mit den Worten: »Gott schütze dich, Alter Seemann, vor den Dämonen, die dich so plagen! Warum schaust du mich so an?« – »Mit meiner Armbrust erschoss ich den Albatros.«

Der günstige Wind hielt an, doch die Mannschaft machte dem Seemann den Vorwurf, den Vogel getötet zu haben, der

die Brise hatte wehen lassen. Doch als die Sonne am nächsten Morgen weder dunstverhangen noch rot, wie Gottes Haupt selbst, über dem Meer aufging, sagten alle, es sei richtig gewesen, einen Vogel zu erschlagen, der nur Nebel und Dunst gebracht hatte.

Das Schiff segelte weiter nordwärts, erreichte Zonen des Stillen Ozeans, die noch nie zuvor ein Mensch gesehen hatte. Plötzlich ließ die Brise nach, und das Schiff stand still. Die Matrosen sprachen nur noch, um das Schweigen des Meeres zu brechen. An einem heißen und kupfernen Himmel stand mittags eine blutende Sonne, genau über dem Mast, nicht größer als der Mond.

Überall nur Wasser, aber kein Tropfen zu trinken. Selbst die Meerestiefe verrottete; schleimige Kreaturen krochen über den schleimigen Ozean.

Überall tanzten in wildem Geflacker die Todesfeuer in der Nacht. Das Wasser brannte wie Hexenöl, grün und blau und weiß.

Einigen zeigte sich im Traum der Geist, der all dies verursacht hatte: neun Faden tief war er dem Schiff gefolgt, aus dem Land des Nebels und des Schnees.

Jede Zunge war von der sengenden Trockenheit bis zur Wurzel verdorrt; niemand konnte sprechen, es war, als ob alle an Ruß erstickt wären.

Von der aufgebrachten Besatzung wurde dem Seemann anstelle des Kreuzes der tote Albatros um den Hals gehängt.

Nach einer furchtbaren Zeit der Flaute und des Durstes erblickte der Seemann am westlichen Horizont einen kleinen Fleck, einen Nebel.

Wegen der ausgedorrten Kehlen und schwarzverbrannten Lippen konnte niemand sprechen. So biß sich der Seemann in den Arm, saugte das Blut und schrie: »Ein Segel! Ein Segel!«

Dem Augenblick der Freude folgte das Grauen.

Vier Fünf- oder sechsmal folgte ich dem Alten Seemann auf seiner Reise durch die Hölle; ich kam mir selbst vor wie der Hochzeitsgast, der der Geschichte hypnotisiert zuhören muß, gänzlich im Bann des alten Mannes mit den leuchtenden Augen.

Allmählich eroberten die Dinge ihr Terrain zurück. Da waren sie wieder, die Nachttischlampe, der rote Band mit der Goldschrift auf dem Nachtkästchen und das Bett, das jede kleinste Bewegung mit einem Quietschen beantwortete.

Mit der realen Welt kam auch mein gründlich gelernter Sinn fürs Pragmatische zurück; so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, die Ballade für meine privaten Zwecke zu plündern.

Ich war damals einer drei Jahre älteren Studentin, wie mir schien, unheilbar verfallen, die sich ihr Studium als Fernsehansagerin verdiente, was mich einerseits – verräterische Kollaboration mit dem Establishment! – ein bißchen abstieß, andererseits aber, als gleichsam offizielle Bestätigung ihres hohen Marktwerts in punkto Schönheit, heftig zu ihr hinzog.

Nach ein paar Abenden mit Wein, Käsekrainern und selbsterzeugten Gedichten an der Böschung der Donau – sie durfte sogar auf meinem PLO-Tuch sitzen, um ihren teuren Rock nicht dreckig zu machen – hatte sie mein unzivilisiertes sexuelles Drängen zum ersten Mal »irgendwie süß« gefunden und, den Geruch der halbvergoorenen Früchte meiner literarischen Arbeit in der Nase, den Sturm für den Wein genommen. Ich weiß noch, wie zwei Blindschleichen, ich nannte sie »Angst« und »Gier«, meine Füße hochkrochen, als sie mir anbot, sie in ihre Garconniere zu begleiten, und ich erinnere mich auch noch an den Moment, in dem die Schleichen sich in Brillenschlangen verwandelten.

Sie schloß die Tür hinter uns, hängte mein Tuch über den

Heizkörper und warf sofort ihren Designerfummel ab – allerdings nicht, um für mich, ihren neu erkorenen Geliebten, nackt zu sein. Innerhalb ihrer Wände konnte sie einfach nicht sprechen, nicht lachen und beim besten Willen nicht schlafen, ohne den Pyjama ihres Großvaters am Leib zu haben. Wann immer sie in den nächsten Tagen so vor mir herumlief, grau-gestreift eingewickelt in das Nachtgewand eines geliebten Toten, war mir, als hätte ihr Großvater auch mir etwas vererbt: eine Brille, durch die ich mehr von ihr sehen konnte als durch die blinden Linsen meines Begehrens. Nicht einmal der Umstand, daß ich bei ihr ständig Bee Gees hören mußte, und Hendrix oder Ray Davis sie völlig kalt ließen, konnte mich noch erschüttern.

Schließlich wandte sie sich einem Studenten mit Waschbrettbauch zu, der – als sei das Schicksal ein einziger Misthaufen aus Klischees und Treppenwitzen – auch noch begeisterter Leichtathlet war, und zwar, wenn mich meine Erinnerung nicht auch betrügt, Spezialist für Mittelstrecken.

Für sie also kritzelte ich in jener Berliner Nacht – etwa eine Woche nachdem sie mir ihre Entscheidung für das Waschbrett verkündet hatte – auf die Rückseite einer Ansichtskarte vom Wannsee diese Zeilen aus dem *Ancient Mariner*:

Alone, alone, all, all alone,
 Alone on a wide wide sea!
 And never a saint took pity on
 My soul in agony.

Allein, allein, ganz, ganz allein,
 Allein auf einem weiten, weiten Meer!
 Und kein einziger Heiliger erbarmte sich
 Meiner Seele in ihrer Qual.